

**Markus Krajewski**  
**Von Nutzen und Notwendigkeit der Beschränkung.**  
**Die Apothecae der Wissenschaften**

Die einfachste geometrische Form, die dazu verhilft, Ordnung zu schaffen, ist das Rechteck. Auf den Asphalt gemalte Linien umrahmen beispielsweise jene Gebiete eines Parkplatzes, auf denen ein Automobil stehen darf, ohne abgeschleppt zu werden. (Abb. 1) In ähnlicher Weise zwingt die zweidimensionale Fläche dieses Papierblatts die Wörter zu wohlgeordneten Sätzen und Absätzen. Durch ihre Begrenzung formatiert sie die Gedanken, gruppiert sie zu einer überschaubaren Form, die Lesbarkeit garantiert. Nichts, weder ein quer gestelltes *Sports Utility Vehicle* noch eine nicht umgebrochene Zeile, reicht über die Ränder des Rechtecks hinaus, was die Ordnung durchkreuzen könnte. Der Rahmen des Rechtecks schließt ein und zugleich aus. Wendet man das Rechteck nun ins Dreidimensionale, so entsteht ein Quader, ein Kasten, den man sich geöffnet als ein Fach vorstellen kann, das mit einer Tür versehen zu einer Ablage wird. Wenn ein solcher Behälter auf fundamentale Art und Weise die Ein- und Ausschlüsse möglicher Inhalte regelt, dann dient seine Tür als Schranke, sie bestimmt den Zugriff ins »Töpfchen«. Der Behälter operiert fortwährend mit der Unterscheidung zwischen Innen und Außen, um damit ein grundlegendes Ordnungsverfahren bereitzustellen, sei es in Form einer Truhe, die ihren Inhalt auf unbestimmte Zeit vor Zugriffen sichert, oder sei es in Form eines Containers, der seinen Inhalt für die Dauer einer Reise umschließt, um ihn über Weltmeere hinweg zwischen Parkplätzen hin und her zu bewegen.



Abb. 1    Abstellfläche mit Schranke  
(unten rechts)

Eine spezifische Erscheinungsweise dieser Ablageform bietet der Schrank, weil er die beiden Techniken von Truhe und Container, das heißt die Praktik des standortgebundenen Speicherns einerseits und des Übertragens seiner Inhalte andererseits, gewährleistet und – insbesondere in wissenschaftlichen Kontexten – zu einer besonderen Funktionsweise kombiniert. Wie sich

diese beiden Fähigkeiten von Speichern und Übertragen aufeinander beziehen und zu welchen (heilsamen) Allianzen sie sich zusammenschließen sei im Folgenden anhand einiger Etappen diskutiert. Zunächst geht es um die Frage, wie im Laufe der Geschichte mit Hilfe von Schränken die notwendigen Ordnungen innerhalb des Symbolischen errichtet worden sind, mit anderen Worten: Es geht um einen knappen Rückblick auf die anfängliche Entwicklung von Bibliotheksmöbeln. In einem zweiten Schritt sollen zwei spezielle Möbelstücke betrachtet werden, die den Schrank als Denkwerkzeug erklären. Schließlich gerät unter dem Rubrum »Giftschrank« die Schranke in den Fokus, als welche die verschlossene Tür eines solchen Ordnungsmöbels für gewöhnlich dient. Zuletzt wird mit dem modernen Kühlschrank eine Funktion vorgestellt, die eine Ordnung – nicht nur des Symbolischen – auf automatische Weise zu regeln imstande ist.

### *Wandschrank*

Im alten Rom führten Bibliotheken, private wie öffentliche, zunächst ein Nischendasein. Und zwar ganz buchstäblich, insofern man darauf setzte, die Buchbestände in eigens dafür in die Wände eingelassenen Schränken aufzubewahren. Während in den griechischen Bibliotheken der Antike vor allem Truhen und Tontöpfe als bevorzugte Aufbewahrungsorte der Schriftrollen dienten und damit das bodenständigste Ordnungsinstrument für Textsammlungen abgaben,<sup>1</sup> finden sich in den archäologischen Resten des römischen Reichs, in den Landhäusern Vitruvs oder Ciceros ebenso wie in den Überbleibseln des Apollo-Tempels, vorzugsweise in jenen Räumen, die offenkundig den Büchern bzw. Schriftrollen vorbehalten waren, zahlreiche Indizien in Form von rechteckigen Leerräumen in der Wand, die zeigen, wie man spätestens seit der Kaiserzeit wertvolle Texte gelagert hat. Infolge seiner Eindrücke vom Feldzug nach Ägypten ließ Cäsar die erste öffentliche Bibliothek für Rom errichten, und seine Baumeister orientierten sich dabei an der orientalischen Aufbewahrungsweise für zusammengebundene Schriftrollen, die zu kultischen Zwecken oder aus Gründen der Repräsentation pyramidenartig hinter abgeriegelten Fächern in Wandschränken zu liegen kamen. Diese Ablagen, Apotheken im Wortsinn – also Aufbewahrungsorte für Heilmittel –, nahmen sich reiche Bürger zum Vorbild, um damit ihre Landsitze und Stadtvillen auszustatten; sie dienten gleichsam als Arznei gegen die ungezügelte Repräsentationslust ihrer Kaiser, der sie damit ein Gegengewicht entgegensetzten. »Daß man die Nischen durch Türen abgeschlossen hatte, darf schon aus der prunkvollen Ausstattung dieser Säle gefolgert werden, deren festlicher Gesamteindruck durch Höhlen in den Wänden empfindlich gestört worden wäre.«<sup>2</sup> In dem Maße wie der Bestand wuchs und die Zugriffsfrequenz stieg, erwiesen sich die abgeschlossenen Fächer als wenig hilfreich. Das Gebot der Zweckmäßigkeit erforderte die Emanzipation des Bücherschranks aus der Nische hin zur Skulptur. Man begann, zumindest in

den öffentlichen Bibliotheken, wo einem regen Zugriff die Türen nur im Weg sind, vom repräsentativen Wandschrank zur praktischen Schrankwand überzugehen: Aus den bewehrten Fächern (*armaria*) wurden hoch aufragende Schränke, die an den Wänden fixiert waren (*loculamenta*). Der Ort für die Bücher trat aus der Wand heraus, bevor sich die dort selbst angelehnten Regale zu den frei im Raum stehenden Gestellen (*pegmata*) entwickelten. Wenn sich die Zugriffe auf die Buchrollen intensivieren, trägt auch der Aufbewahrungsort dieser Praxis Rechnung: Die Behälter verwandeln sich von Immobilien zu im Raum verschiebbaren Möbeln. Einzig die wertvollen oder problematischen Schriftstücke verbleiben im abgeschlossenen Fach, dessen Tür die Schranke zum geheimen, gefährlichen oder gefährdeten Wissen bildet.

### *Denkschrank*

Sofern die Universalgeschichte der Bibliotheksmöbel einstweilen noch ungeschrieben ist, muss sich auch diese Skizze hier in Beschränkung üben und vermag demzufolge die Entwicklung der Bibliothekstechnik und ihre Reaktion auf Beweglichkeit allenfalls anzudeuten: Die mit dem Buchdruck einhergehende Wissensexplosion zeitigt ihre Effekte in der bibliothekstechnischen Handhabung der vervielfachten Gedanken. Schon der Renaissancegelehrte Konrad Gessner beschreibt 1548 eine Methode, mit der Kataloge und Indizes anzufertigen seien, um dadurch ein Verfahren zu konzipieren, das schulbildend für die weitere Verarbeitung von Gedanken bleibt, und zwar sowohl für die gelehrten Arbeiter wie für die bibliothekarischen Verwalter des Wissens. Gessner formuliert das Prinzip der Kartei, das heißt elementare Gedanken und Wissensbausteine auf mobilen Zetteln zu (be-)halten, und entwirft damit eine Methode, auf den Überfluss der Bücher und der Informationsbausteine seinerseits mit Beweglichkeit zu reagieren – ganz ähnlich der Emanzipation des unverrückbaren Wandschranks hin zum erweiterbaren Gestell im Raum. Denn allein die Mobilität (von Möbeln wie den materiellen Trägern der Gedanken in Behältern) verhilft dazu, den überbordenden Informationsfluss in seine Schranken und Schränke zu verweisen. **(Abb. 2)** In diese Genealogie, die mit Gessner ihren Anfang nimmt,<sup>3</sup> fügen sich Leibniz' berühmter Exzerpierschrank mit seinen Leisten, aufgespießten Zetteln und Nägeln (vgl. Abb. 4 in Anke te Heesens Text in diesem Band, S. 95) ebenso ein wie zwei weitere, ungleich jüngere Möbelstücke, die exemplarisch für die beiden Extrempositionen eines Verfahrens stehen, das versucht, den Schrank als Denkinstrument zu verwenden.

Auf der Suche nach dem Grund für seine Anstellung besucht K., der Protagonist aus Kafkas Schloss-Roman, den Vorsteher, der ihm durch Vorlage einer alten Akte, eines Dokuments, die Grundlosigkeit seiner vermeintlichen Beschäftigung als Landvermesser zu belegen trachtet. Der Erlass befinde

sich, so der Vorsteher, in einem Schrank, der durch den Einschluss aller Dokumente K.s Ausschluss vom Dienst beweisen soll.

»Mizzi«, sagte er, plötzlich seinen Bericht unterbrechend, zu der Frau, die noch immer in unverständlicher Tätigkeit durch das Zimmer huschte, »bitte, sieh dort im Schrank nach, vielleicht findest du den Erlaß.« – »Er ist nämlich«, sagte er erklärend zu K., »aus meiner ersten Zeit, damals habe ich noch alles aufgehoben.« Die Frau öffnete gleich den Schrank, K. und der Vorsteher sahen zu. Der Schrank war mit Papieren vollgestopft. [...] »Unten dürfte es sein, unten«, sagte der Vorsteher, vom Bett aus dirigierend. Folgsam warf die Frau, mit beiden Armen die Akten zusammenfassend, alles aus dem Schrank, um zu den unteren Papieren zu gelangen. Die Papiere bedeckten schon das halbe Zimmer.«<sup>4</sup> (Abb. 3) Während Mizzi, schließlich sekundiert durch K.s Gehilfen, den Schrank durchwühlt, entwickelt der Vorsteher eine Erzählung von K.s Berufung zum Landvermesser, welche wiederum die Akten, die in Anlehnung an antike Schriftrollen zusammengerollt im Schrank lagern, demontieren sollen.



Abb. 2 Hängeregister, 1950er Jahre



Abb. 3 Aktenschrank, öffnend (Filmstill)

Abb. 4 Aktenschrank, schließend (Filmstill)

»Die in dieser Zeit unbeachteten Gehilfen und Mizzi hatten offenbar den gesuchten Akt nicht gefunden, hatten dann alles wieder in den Schrank sperren wollen, aber es war ihnen wegen der ungeordneten Überfülle der Akten nicht gelungen. Da waren wohl die Gehilfen auf den Gedanken gekommen, den sie jetzt ausführten. Sie hatten den Schrank auf den Boden gelegt, alle Akten hineingestopft, hatten sich dann mit Mizzi auf die Schranktüre gesetzt und suchten jetzt so, sie langsam niederzudrücken.«<sup>5</sup> (Abb. 4)

Was auf den ersten Blick wie ein von großer Nachlässigkeit bestimmtes Chaos der Verwaltung anmutet, erweist sich beim genaueren Hinsehen als eine schlichte – und effektive – Ordnung, die einer bequemen Logik des Vergessens sowie des regelnden Behälters genügt. Der Vorsteher kommt seiner archivalischen Pflicht des Aufbewahrens nach, indem er alle bearbeiteten Vorgänge an einem wohldefinierten Ort ablegt, um sich ihrer damit zugleich zu entledigen. Speichern, das heißt Vergessen, hat Hans Magnus Enzensberger einmal bemerkt.<sup>6</sup> Und die Institution dieses Vergessens ist der Schrank, der das Gesuchte bei Gelegenheit gleichwohl wieder hervorzuholen erlaubt. Bei dieser Art zu speichern greift nun die einfache Logik, die Behälter selbst funktional zu besetzen, ihrem Inhalt also eine Rubrik zuzuweisen: Anhand der exklusiven Unterscheidung von »erledigt«/»nicht erledigt« errichtet der Vorsteher eine grobe Ordnung seiner Vorgänge, die sich im Betrieb von zwei Schränken spiegelt. Denn es »bleibt immer viel Unerledigtes zurück, das ist dort in jenem Kasten gesammelt«, und er zeigte auf einen anderen Schrank.<sup>7</sup> Diese schlichte Logik kann darauf verzichten, eine spezifischere innere Ordnung in die Ablage der Akten einzupflegen, weil sie einzig mit dem hilfreichen Vergessen kalkuliert, das heißt, es ist nicht vorgesehen, auf etwas Erledigtes jemals wieder zurückzugreifen. Es reicht dabei aus, den Akten einen spezifischen Ort zuzuweisen, der sie hinlänglich als bearbeitet kategorisiert. Der Schrank dient daher als eindeutige Adresse, durch die ein Zugriff gewährleistet bleibt. Auch wenn die Causa K. lange schon erledigt ist, so kann sich der Vorsteher sicher sein: »Eigentlich brauchen wir den Akt nicht mehr, übrigens wird er gewiß noch gefunden werden, er ist wahrscheinlich beim Lehrer, bei dem noch sehr viele Akten sind.«<sup>8</sup>

Der Schrank des Vorstehers bietet eine Erleichterung der Verwaltung, weil er als eine Gesamtheit der Ordnung funktioniert. Seine höchste Adressierungstiefe ist das Behältnis selbst: der Container, der auf eine innere Ordnung verzichtet. Allein der Behälter mit seinen Einschlüssen reicht als Adresse aus. In dieser Kombination aus Kategorisierung und Vergessen erscheint der Schrank als unverzichtbares Remedium, als ein Allheilmittel des Vergessens innerer Relationierungen. Diese Verbindungen der einzelnen Dokumente untereinander werden, und das führen Mizzi und die Gehilfen vor, jedoch erst durch deren Zugriff als eine neue (Un-)Ordnung etabliert. Das akzidentelle Nebeneinanderliegen der Objekte selbst stiftet immer wieder neu eine Beziehung zwischen den Akten. Genau hierin liegt die anfangs erwähnte produktive Übertragungsfunktion des Behälters, der eben nicht für jedes Fach eine eigene Rubrik vorsieht, sondern nur durch seine äußere



Begrenzung und seine Tür als Schranke die Beziehungen im Inneren generiert.<sup>9</sup> Inwieweit diese kontingente Nachbarschaft, das zufällige Nebeneinanderliegen der Dokumente, das Kafka noch durch ein Niederlegen des Behälters selbst pointiert, ihrerseits zum Prinzip erhoben werden kann, erschließt die zweite Extremposition der Ver- oder Beschränkung, wie sie Ernst Haeckel für seine wissenschaftliche Arbeit operationalisiert hat.

Während im Schrank des Vorstehers die Adressierungstiefe der Dokumente allein durch den Behälter und seine Vergessensfunktion markiert ist, verfolgt der Wissenschaftsphilosoph und erste Präsident der monistischen Bewegung, Ernst Haeckel, eine gegensätzliche Strategie, mit der er seine Arbeitsmaterialien an Orten disponiert, die auf das Genaueste spezifiziert sind. In seinem Jenaer Wohnhaus, der Villa Medusa, jenem Gebäude, das bis in die Deckenfresken, Intarsien und Inkrustationen Haeckels wissenschaftliches Weltbild von den Kunstformen der Natur und ihren Welträtseln widerspiegelt, befindet sich noch heute ein Denkmöbel mit entsprechend zweckmäßigem Arrangement: Der Schrank enthält paarweise angeordnete Schubladen, die jeweils mit dichotomen Begriffspaaren besetzt sind. »Philosophie« steht beispielsweise neben »Naturwissenschaft«, »Materialismus« neben »Spiritualismus«, während die »Monismus«-Schublade das antinomistische Behältnis zum »Dualismus« offeriert. (Abb. 5)

Dieses streng geregelte Oppositionsverfahren, das jeder wissenschaftlichen Strömung ihren Platz ebenso wie ihre Negation einräumt, erinnert dabei nicht von ungefähr an eine Tabelle. Beide Anordnungen besitzen präzise rubrizierte Schubladen/Spalten, die durch die Bezeichnung der Ablagefächer, im zweidimensionalen Rechteck einer Tabellenzelle ebenso wie im dreidimensionalen Kasten einer Lade, eine diagrammatische Beziehung zwischen diesen einzelnen *Apothecae*<sup>10</sup> stiften. Hinsichtlich der Speicherkapazität zeigen sich jedoch signifikante Unterschiede: Während Tabellen prinzipiell endlos erweiterbar sind, stößt ein Denkinstrument wie Haeckels Schrank bei stetig wachsenden Einträgen irgendwann an die Grenzen seiner Aufnahmefähigkeit, die sich selbst durch massiven Körpereinsatz wie von K.s Gehilfen nicht weiter steigern lässt. Im Gegensatz zur Tabelle herrscht in den Repositorien immer schon Raumnot. Mit Schränken denken bedeutet demnach nicht nur, sich einer zufallsgesteuerten Kombinatorik der ungeordneten Überfülle wie im Fall von Kafkas Vorsteher auszusetzen, sondern dies heißt auch Beschränkung im ganz buchstäblichen Sinne einer Komplexitätsreduktion auf binäre Oppositionen. Haeckels Dichotomiemaschine ist daher ein in hohem Maße ausschließendes Ordnungsverfahren, das nur ausgewählten Dokumenten Zugang gewährt.

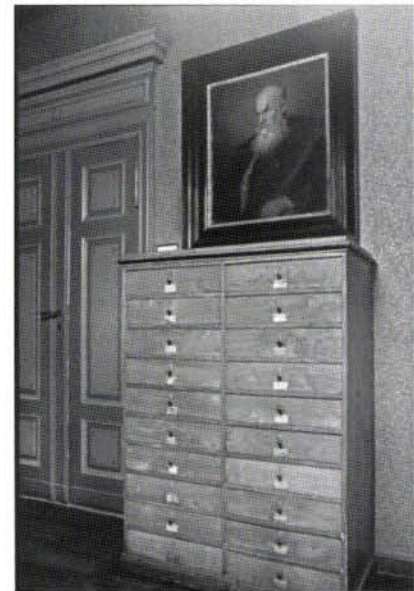


Abb. 5 Im Gegensatz, mit Schränken denken

## Giftschrank

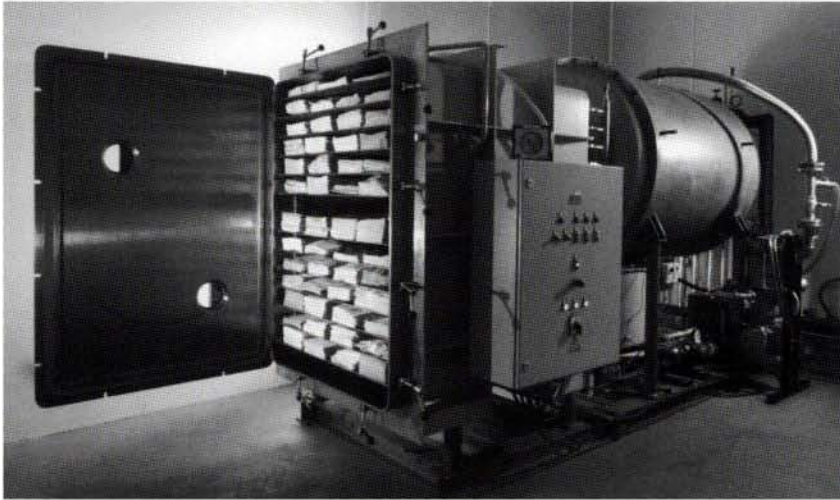
Eine andere Form der Selektion, gleichsam das Gegenstück zu Haeckels systematisierenden Zugangskriterien, stellt der sogenannte »Giftschrank« dar. Sowohl für den Apotheker, der seine Drogen und gefährlichen Substanzen unter Verschluss zu halten hat, als auch innerhalb der Bibliothek markiert dieses Möbelstück, Gestell oder Schrankwandensemble, das nach strengen Auswahlkriterien seine Inhalte vor dem Zugriff durch unautorisierte Besucher abschirmt, eine besondere Funktion: »Nur für den Dienstgebrauch«. Sofern eine Biblio- bzw. Apotheke ihren Sammlungsauftrag nach dem Merkmal der Vollständigkeit ausrichtet, fallen unter die aufzubewahrenden Dinge schließlich ebenso die unerwünschten Inhalt(ssstoff)e, die verfemten oder zensierten, die gefährdenden wie virulenten Texte/Substanzen, für deren kontrollierten Entzug der Bibliothekar bzw. Apotheker verantwortlich zeichnet. Zu diesem Zweck muss der diensthabende Sachwalter eine Systemstelle namens »Remota« unterhalten, die mit Hilfe geeigneter Vorrichtungen – verschlossenen Türen – den Zugriff auf die prekären Dinge beschränkt.<sup>11</sup> Je nach Größe des Bestandes kommen üblicherweise Schränke zum Einsatz, um das zu Separierende der allgemeinen Zirkulation zu entziehen. Wenn der Schrank ein Medium zum Denken darstellt, dient er in seiner Remota-Funktion ebenso als ein Re-Medium, als ein indirektes Heilmittel, insofern seine Inhalte dem Benutzer vorenthalten bleiben und in dieser Weise – zumindest für den Moment – zu seiner Kurierung beitragen sollen. Zu einer (Heils-)Geschichte des Schrankes gehört demnach immer auch sein Anderes, in diesem Fall verkörpert durch den Giftschrank und seine Schranke, die den ungezügelten Zugriff auf das Begehrte verwehrt.

Abb. 6 Bücher, gefriergetrocknet

## Kühlschrank

Was hat ein Kühlschrank in dieser kleinen Möbelschau zu suchen? Die spezifische Funktion dieses Automaten besteht offenkundig darin, die grundlegende Leistung eines Schrankes, nämlich Dinge zu konservieren, in einem bestimmten Bereich zu erweitern: Er dient als bevorzugtes Behältnis für jene Dinge, Stoffe oder Substanzen, die in besonderer Weise der Entropie, der Zersetzung, Verschimmelung oder anderweitiger Stoffumwandlung ausgesetzt sind.<sup>12</sup> Man könnte ihn als einen Sonderfall des Repositoriums verstehen, als eine Art dauerunterkühlte *Apotheca*. Der Kühlschrank ist, um es auf eine kurze Formel zu bringen, der Katechont der Fäulnis, und in dieser Funktion hat er sich für Apotheker ebenso wie für Wissenschaftler im Labor, aber auch für bestandsbewahrende Bibliothekare als unersetzlich erwiesen. Denn gelegentlich finden sich sogar Bücher im Kühlschrank wieder, und zwar nicht allein als verstellte Objekte infolge von Zerstreuung, sondern als Notfallmaßnahme, um feuchtigkeitsbeschädigte oder löschwassergetränkte Texte vor dem unmittelbaren Verfall zu bewahren. (Abb. 6)





Doch das Funktionsspektrum des Kühlschranks ist mit dem einstweiligen Aufhalten (oder Verlangsamten) der Entropie längst noch nicht erschöpft. Anders als seine artverwandten Wand-, Denk- oder Giftschränke, deren Zugriffs- oder Ausschlussmechanismen immer noch von einem Subjekt (Apotheker, Bibliothekar etc.) geregelt werden, besitzt ein Kühlschrank im Idealfall gleich zwei Momente von Selbstregulation, die ihn zu einem kybernetischen Schrank machen und damit auf eine andere Entwicklungsstufe befördern. Zum einen verfügt der Kühlschrank mit seinem Thermostat, der die eingestellte Kälte auf einem gleichbleibenden Niveau hält, über das angewandte Grundprinzip der Selbststeuerung. Zum anderen besitzen neuere Kühlschränke inzwischen neben einem Strom-, TV- oder DVD- wie selbstverständlich auch einen Internet-Anschluss, der es ihnen erlaubt, den einmal eingestellten Inhalt stets beizubehalten bzw. aufzufrischen. Denn die Tür ist keineswegs nur eine gewöhnliche Schranke; sie »scannt« und kennt die sie passierenden Dinge, um bei Bedarf über Verfallsdaten (»Die Milch ist seit zwei Wochen schlecht!«) zu informieren oder fehlende Produkte beim Lieferanten automatisch nachzubestellen.<sup>13</sup> In dieser Form der Selbstversorgung und -regulation, die immerzu ihr Inventar und dessen Sollzustand kennt, zeichnet sich eine spezifische Entfesselung oder besser Entschränkung der Schränke ab: Denn der vernetzte Kühlschrank verfügt über einen unbeschränkten Zugriff auf die Dinge dieser Welt. Seine Einbindung in globale Kommunikationszusammenhänge, die es erlaubt, weit mehr als nur koffeinhaltige Brause oder Kokablätter zu lagern, sondern alle möglichen Gegenstände selbständig zu ordnen, enthebt den Kühlschrank letztlich vom rechteckigen (Ein-)Ordnungsprinzip. Unabhängig von systematischen Zuordnungen seines Innenraumes pflegt der Automat seine Einkaufslisten. Die Logik dieser Listen, mit der kybernetische Kühlschränke arbeiten, zeigt sich längst schon entkoppelt von den Realien im Rechteck. Die Heilsgeschichte gelangt an ihr Ende, der Schrank geht seiner Vollendung entgegen.

- 1 Vgl. Schmidt, Friedrich (1922): *Die Pinakes des Kallimachos*. (Klassisch-Philologische Studien, 1). Berlin.
- 2 Wendel, Carl (1974): Der antike Bücherschrank, in: ders., *Kleine Schriften zum antiken Buch- und Bibliothekswesen*, hg. v. Werner Krieg. Köln, S. 64-92, hier S. 64.
- 3 Vgl. dazu Krajewski, Markus (2002): *ZettelWirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek*. (copyrights, 4). Berlin, Kap. 1.
- 4 Kafka, Franz (1994): Das Schloß. Roman in der Fassung der Handschrift [1922], in: *Franz Kafka. Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, nach der kritischen Ausgabe hg. von Hans-Gerd Koch. Bd. 4. Frankfurt a.M., S. 76f.
- 5 Ebd., S. 88.
- 6 Enzensberger, Hans Magnus (1995): *Kiosk. Neue Gedichte*. Frankfurt a.M., S. 31.
- 7 Kafka 1994 (wie FN 4), S. 77.
- 8 Ebd., S. 89.
- 9 Vgl. zu der Figur des produktiven »Nebeneinanders der Objekte«, wie sie zuerst am Setzkasten erprobt wird, te Heesen, Anke (1997): *Der Weltkasten. Die Geschichte einer Bildenzyklopädie aus dem 18. Jahrhundert*. Göttingen, insbes. S. 161-163.
- 10 Zum Zusammenhang von historischen Apotheken und den Naturalienkabinetten der Renaissance vgl. Dilg, Peter (1994): Apotheker als Sammler, in: *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*, hg. v. Andreas Grote. (Berliner Schriften zur Museumskunde, 10). Opladen, S. 453-474, dort auch viele weiterführende Hinweise.
- 11 Vgl. dazu Kellner, Stephan (2002): Inside Remota – Nahansichten eines merkwürdigen Bibliotheksbestandes, in: *Der »Giftschrank«. Erotik, Sexualwissenschaft, Politik und Literatur. »Remota«: Die weggesperrten Bücher der Bayerischen Staatsbibliothek*, hg. v. Stephan Kellner. (Aus.-Kat. / Bayerische Staatsbibliothek, 73). München, S. 9-21.
- 12 Zu einer Kulturgeschichte des Kühlschranks vgl. Hellmann, Ullrich (1990): *Künstliche Kälte. Die Geschichte der Kühlung im Haushalt*. (Werkbund-Archiv, 21). Gießen.
- 13 Zu diesen »intelligenten« Kühlschränken vgl. etwa das Modell *Screenfridge* von Electrolux, Details dazu in Breuß, Renate (Hg.) (2001): *Brennpunkt Küche. Planen, Ausstatten, Nutzen*. (Aus.-Kat. Frauenmuseum Hittisau/ Heimatmuseum Schruns). Feldkirch, S. 73.



